



WUUB

Veszprémer Uniblätter

Studentenzeitung des Germanistischen Instituts
an der Pannonischen Universität Veszprém

Jg. 2 (2012), Nr. 2



IFNIG Tagung in Veszprém

ITDK 2012



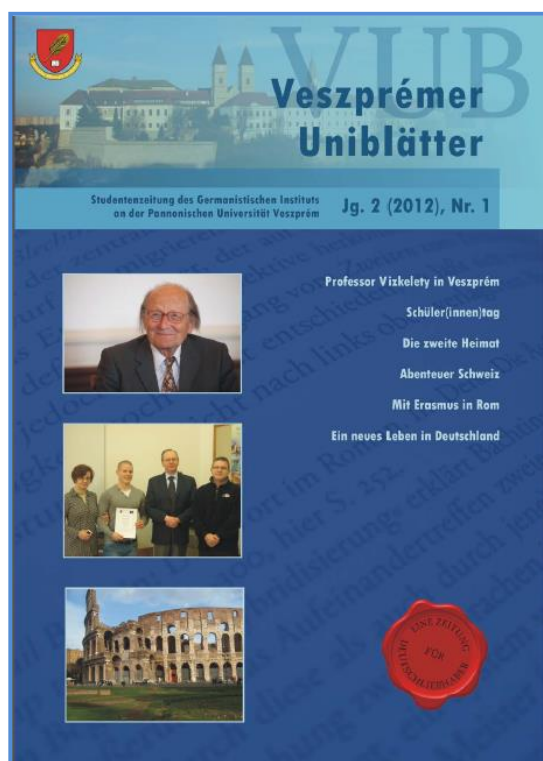
Deutsche Perspektive

Himmlisches Erlangen



VUB digital

Wir leben zweifelsohne in einem digitalen Zeitalter. Das mag seine Vorteile und Nachteile haben. In unserem Fall bot sich die Möglichkeit an, die VUB digital zu veröffentlichen. *Nur* digital. In den einleitenden Zeilen unserer vorigen Nummer haben wir unsere Hoffnung ausgedrückt, dass trotz der finanziellen Krise, die uns erreicht hat, die VUB wortwörtlich „in die Hand genommen“ werden kann.



Es kam nicht dazu. Unsere Zeitung wurde von Anfang an nicht nur ausgedruckt, sondern parallel dazu auch auf der Webseite des Germanistischen Instituts zugänglich gemacht; jetzt ist uns aber lediglich diese digitale Version geblieben. Das ist zwar mehr als nichts, die Redaktionsarbeit läuft nach wie vor auf Hochtouren; dennoch bedauern wir sehr, einstweilen keine gedruckten Exemplare vorlegen zu können. Wie lange das so bleibt, ist ungewiss. Aber die Redaktion der

Zeitung kann nicht warten, bis die nötigen finanziellen Mittel auftauchen. So arbeiten wir weiter, und hoffen, dass wieder hellere Tage kommen.

Die vorliegende Nummer unserer Zeitung versucht deshalb zumindest inhaltlich ihrer jungen Tradition treu zu bleiben. Die deutsche wie ungarische Kultur, ja, ihre traditionellen Verflechtungen sind in ihr gleichermaßen repräsentiert. Auch die zwei Sprachen stehen im Fokus: Die Rolle der deutschen Sprache in Ungarn gestern und heute, sowie das Ungarischlernen aus der Perspektive einer unserer deutschstämmigen Kolleg(inn)en (zweiter Teil der Artikelreihe „Die zweite Heimat“). Im Rahmen unserer Artikel über Reise- und Kulturerlebnisse bieten wir unseren Leser(inne)n dieses Mal Berichte über Budapest und Erlangen an.

Es entspricht ebenfalls dem Profil unserer Zeitung, über aktuelle Ereignisse am Germanistischen Institut Berichte zu erstatten. „Aktuell“ im Falle einer jährlich lediglich zweimal erscheinenden Zeitung kann sich das allerdings nur auf das aktuelle Semester beziehen. Aus den Aktualitäten haben wir diesmal den Vortrag eines Kollegen aus Halle, gehalten im Rahmen der *Veszprémer Deutschen Begegnungen*, und die von unserem Institut organisierte IFNIG-Tagung im Oktober 2012 gewählt.

Wie üblich, schließen wir auch die vorliegende Nummer mit einem kurzen Wörterlexikon für Deutschliebhaber ab. Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen die

VUB-Redaktion.

*

Schlafende Aufklärung?

VDB-Vortrag von Herrn Dr. Ingo Uhlig aus Halle

Am 12. September 2012 hat Herr Dr. Ingo Uhlig von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Rahmen der *Veszprémer Deutschen Begegnungen* (VDB) einen Vortrag mit dem Titel „Die ermüdete Epoche: Der Schlaf in der Literatur der späten Aufklärung“ gehalten. Unsere *Veszprémer Begegnung* fand diesmal im sog. Kováts-Raum der Unibibliothek vor ziemlich vielen Zuhörern, darunter auch erfreulich vielen Studenten, statt.

Das Thema hätte an sich zum Schlaf eingeladen, doch das war gewiss nicht der eigentliche Grund für das Interesse der Anwesenden, die nämlich wachsam dem Vortragenden, unserem Gast aus Halle zuhörten, der sich im Rahmen des DAAD GIP-Projekts bei uns aufhielt (und am nächsten Tag einige Lehrveranstaltungen hielt). Herr Dr. Uhlig hat uns Aspekte seines Habilitationsprojekts dargelegt und durch sein sehr breites Wissen über die Literatur und Kultur des 18.-19. Jahrhunderts fasziniert. Wir lernten u.A., dass das Motiv des Schlafes die ganze Zeit der Aufklärung (einschließlich der Romantik) durchzieht und auch in spätere Zeiten reicht. Wir hatten zwar geahnt, dass es so etwas wie die Kultur des Lesens, der Gefühle, des Benehmens, oder eben Modekultur, Trink- und Esskultur, Spielkultur usw. gibt – aber eine Kultur bzw. Literatur des Schlafes? Nun, jetzt wissen wir das auch.



★★★★★★★★★★
Dr. Ingo Uhlig
★★★★★★★★★★

Die Namen, die in diesem Kontext erwähnt wurden, waren u.a. Schiller, Novalis, Heinrich von Kleist, Jean Paul. Im 18.-19. Jahrhundert war der Wunsch nach Schlaf prägnant, so Dr. Uhlig,

die Zeit zeigte Ermüdungserscheinungen. Dass Aufklärung gleichbedeutend mit einer chronischen Schlaflosigkeit wäre, darum geht es nicht. Aufklärung war vielmehr aktive Vernunft, historische Ideologie, ehrgeiziger Machtanspruch. Doch hatte die *Zeit* der Aufklärung auch ihre Rückseite, ihre resignierten Schläfer und Träumer, ihre ermüdeten Individuen, die im Schlaf und Traum ihr Asyl fanden. Kleists Prinz von Homburg aus dem gleichnamigen Stück ist

gerade ein solcher halbbewusster Ermüdeter, ein Träumender, der sozusagen den Faden der historischen Zeit und ihrer Weltgesetze verloren hat. Der Traum der Romantiker war eine Distanzierung vom Alltäglichen und Korrupten; im Rückzug ins Ich fand der Romantiker seine individuelle Autonomie. Die „Nacht“ deckte dabei ihre Geheimnisse auf, offenbarte eine völlig andere Wahrheit als das „Licht“ (sprich: die Vernunft) der Aufklärer.

In der anschließenden Diskussion wurde gleichsam der Zeithorizont erweitert, um das Thema zu vertiefen. Das *otium* der Römer bezeichnete die Ruhe, die Muße, während seine Negation (eben als *negotium*) die Mühe, das

Geschäft, die Geschäftigkeit: Ein Kontrast, der vielleicht unsere ganze europäische Kultur charakterisiert. Im Spannungsfeld zwischen *vita*



**Der gähnende Lehrling (ungarisch:
Az ástító inas, 1869) von
Mihály von Munkácsy.**

activa und *vita contemplativa* lässt sich unsere Kultur ebenfalls begreifen: Auf der einen Seite der ganze Wirrwarr der modernen Geschichte samt ihren Ideologien, ihren ständigen Kämpfen, ihrer ganzen Ruhelosigkeit, dem permanent beschäftigten modernen Menschen, auf der anderen der Prinz von Homburg, der faulenzende Oblomow (der „Held“ in Gontscharows Roman¹). Das ist schließlich ein Dilemma, vor dem wir auch heute häufig stehen. Es zu lösen – ist vielleicht nicht nur eine Frage des Zeitalters, sondern auch wohl eine des Temperaments.

*

¹ Iwan Alexandrowitsch Gontscharow (1812-1891): russischer Schriftsteller, dessen bekanntester Roman eben *Oblomow* (1859) ist.

Aphorismen über Träume(n)

Wir sind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, dass wir träumen. (Novalis)

Der Mensch ist ein Blinder, der vom Sehen träumt. (Friedrich Hebbel)

Ein Traum ist das Leben der Menschheit, ein Traum ist das Leben des Individuums. Wie und wo wird das Erwachen sein? (Wilhelm Raabe)

Das Leben ist kein Traum. Es wird nur zum Träume durch die Schuld des Menschen, dessen Seele dem Rufe des Erwachens nicht folgt. (Baron Ernst von Feuchtersleben)

Lesen ist wie Schlafen und Träumen – der Mensch ist in einer andern Welt; man soll ihn nicht wecken. (Richard Benz)

Niemand träumt, was ihn nicht angeht. (Hermann Hesse)

Sie vermochten zwar zusammen zu schlafen, aber zum Träumen reichte es nicht. (Hans Arndt)

Die Träume der Welt haben zwei Feinde: die Welt und die Träumer. (Hans Kasper)

Die Geschwindigkeit ist das Opium der Technik, dadurch gerät sie ins Träumen. (Martin Kessel)

*

Warum Kommunikation so schwierig ist

IFNIG-Tagung in Veszprém zum Thema „Interkulturalität aus der Sicht von Semantik und Pragmatik“

„Kommunikation ist unwahrscheinlich. Sie ist unwahrscheinlich, obwohl wir sie jeden Tag erleben, praktizieren und ohne sie nicht leben würden.“ So lautet ein berühmtes Zitat des deutschen Soziologen Niklas Luhmann. Ein Grund dafür ist die Unwahrscheinlichkeit des Verstehens. Wenn der Gesprächspartner nicht weiß, was gemeint ist, ist die Kommunikation bereits gescheitert. Aus diesem Grund bietet insbesondere interkulturelle Kommunikation eine breite Anlauffläche für Verständnisschwierigkeiten. Mit diesem Thema beschäftigte sich auch die Tagung des Internationalen Forschungs- und Nachwuchsnetzwerks für Interkulturelle Germanistik, die vom 26. bis zum 27. Oktober 2012 an der Pannonischen Universität Veszprém stattfand.

„Interkulturalität aus der Sicht von Semantik und Pragmatik“ lautete das Thema der Veranstaltung. Für zwei Tage trafen sich Germanisten aus Europa sowie Asien und Südamerika, um ihre Forschungsarbeiten vorzustellen und zu diskutieren. Es ist die zweite Veranstaltung dieser Art, die unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Dr. Csaba Földes vom Germanistischen Institut der Pannonischen Universität Veszprém organisiert wurde.

Die Gegenstände der einzelnen Vorträge waren vielfältig und reichten von der Lexikographie über Dolmetschen und Übersetzungen bis zur Didaktik von Deutsch als Fremdsprache, so dass den Tagungsteilnehmern viele Perspektiven der Sprachwissenschaft geboten wurden.

Frau Prof. Dr. Dr. Elin Fredsted von der Universität Flensburg erklärte in ihrem Vortrag „Warum klingen die Dänen so unbeteiligt? Warum die Deutschen so dominant?“ die Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Dänen und



Deutschen, die sich nicht unbedingt wegen dem fehlenden Wortschatz ergeben, sondern vielmehr, weil die Satz-Betonung der jeweiligen Sprachen sehr unterschiedlich ist. Für deutsche Ohren klingt deshalb ein dänischer Gesprächspartner oft uninteressiert, da im Dänischen die Betonung im Satz stetig abnimmt.

Im Vortrag „Interkulturelle Unterschiede im Diskursverhalten. Kommunikative Präferenzen von ungarischen BA-Studentinnen und -Studenten“, von Frau Dr. Katalin Boócz-Barna von der Eötvös-Loránd-Universität Budapest ging es um die unterschiedlich bevorzugten Gesprächsthemen von Deutschen und Ungarn, die sie in der Unterrichtspraxis mit ihren Student(inn)en erlebt hatte. Welche Themen sind in Deutschland tabu, welche

in Ungarn? Und worüber wird in beiden Ländern gern gesprochen?



Die Tagung zeichnete sich dadurch aus, dass sie neben den bereits etablierten und anerkannten Wissenschaftlern und Forschern der Sprachwissenschaft ein Podium für Vorträge geschaffen hat, aber auch jungen Akademikern die Möglichkeit bot, ihre Projekte vorzustellen. Durch die verschiedenen Generationen sowie die teilweise unterschiedliche wissenschaftliche Herkunft und die verschiedenen Forschungsländer war es möglich, dass eine Dynamik entstand, die den wissenschaftlichen Austausch förderte.

So war während der Tagung in Veszprém die Kommunikation doch nicht so unwahrscheinlich, wie sicherlich auch Niklas Luhmann hätte feststellen müssen.

Magdalena Naporra

*

Vor der IFNIG-Tagung wurden die Teilnehmer zunächst vom Rektor der Pannonischen Universität Veszprém, dann vom Dekan der Fakultät für Neuphilologie und Gesellschaftswissenschaften, von der Leiterin des Goethes-Instituts Budapest, schließlich vom Direktor des Germanistischen Instituts begrüßt. Anschließend fand ein hübsches

Kulturprogramm statt. Von all dem sehen Sie unten ein paar Aufnahmen.



ITDK 2012: Gut abgeschnitten! Aber es kann noch besser werden

Am 14. November 2012 fand der sog. ITDK Wettbewerb für Studenten an der Pannonischen Universität Veszprém statt. Unsere Student(in)en waren an drei Sektionen beteiligt, insbesondere fiel die Sektion für Weltliteratur mit insgesamt vier germanistischen Repräsentantinnen auf. Wirft man einen Blick auf die Ergebnisse, so kann man mit einem Platz 2 und drei Mal Platz 3 eigentlich zufrieden sein.

In der Sektion „Weltliteratur“, wurde die Arbeit von Erika Nádudvari betitelt „Hybrides Persönlichkeitskonstrukt im Roman *Die Brücke vom Goldenen Horn* von Emine Sevgi Özdamar“ mit 76 Punkten und dem Platz 2 belohnt. Bettina Kertész erhielt für ihre Arbeit „Identitätssuche durch Reisen in Christian Krachts Roman *Faserland*“ 72 Punkte, Edit Sárík für ihre Arbeit „Äquivalenzfragen der literarischen Übersetzung am Beispiel von Hugo von Hofmannsthal's Gedicht *Erlebnis*“ 70 Punkte – beide Studentinnen haben damit Platz 3 in der betreffenden Sektion erlangt. Zsófia Babos erhielt für ihre Untersuchung zur „Symbolik und deren Aktualität in Michael Endes Märchenroman *Momo*“ 56 Punkte. Vorgeschlagen für den Natio-

nalwettbewerb für Student(inn)en (OTDK) wurden von der Jury Frau Nádudvari und Frau Sárík.

Ádám Kovács hat am Wettbewerb der Sektion für Kulturwissenschaft mit der Arbeit „Die Filmpropaganda von Leni Riefenstahl zur Zeit des Dritten Reichs“ teilgenommen und dort mit 57 Punkten den Platz 3 erreicht. Doch dort wurde leider kein Teilnehmer aus dieser Sektion für den OTDK vorgeschlagen.



Last but not least hat Petra Németh mit ihrer Untersuchung über den „Zusammenhang der Satzstrukturen und Textsorten mit Hilfe der Abhängigkeitsgrammatik“ in der Sektion für Sprachwissenschaft 60 Punkte erreicht, sie wurde aber leider für den OTDK auch nicht vorgeschlagen.

Also können zwei unserer Studentinnen ihre Arbeit für den OTDK im Frühling 2013 einreichen. Wir gratulieren all unseren Repräsentant(in)en herzlich und insbesondere wünschen wir unseren Fahnenträgerinnen am OTDK viel Erfolg!

Ebenfalls wünschen wir, dass ihr Beispiel in der Zukunft auf andere Student(in)en inspirierend wirken wird. Das wäre in der Tat wichtig, denn eine Uni-



kann schwer auf dem heutigen Markt wiegen. Um das Prestige einer Universität zu erhöhen, braucht man allerdings professionelle Lehrkräfte – doch nicht zuletzt auch talentierte und motivierte Student(in)en. Qualität: Das ist in der Tat unsere gemeinsame Angelegenheit und eine Bürgerschaft für unsere Zukunft.

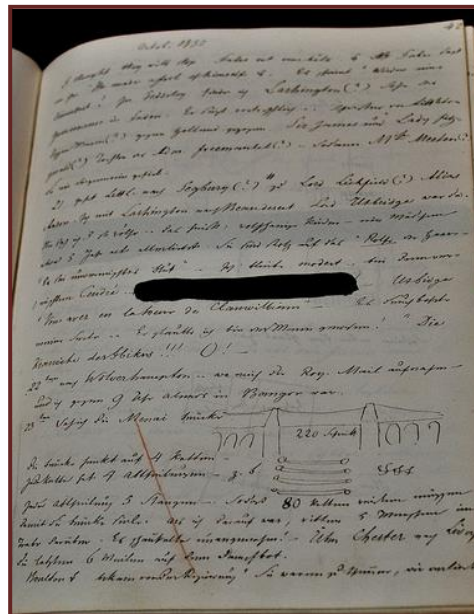
*

versität ohne Nachwuchs ist wie eine Familie ohne Kinder. Auf den ITDK und besonders auf den OTDK wird ja landesweit großer Wert gelegt. Im heutigen Konkurrenzkampf unter den Universitäten und angesichts einer Bildungspolitik, die immer wieder die Bedeutung der Qualitätsförderung betont, kann und darf die wissenschaftliche Arbeit nicht ins Hintertreffen geraten. Das Prestige einer Universität



Vom Nutzen und Vorteil der deutschen Sprache

Man beklagt sich überall: Die deutsche Sprache ist im Schwinden in Ungarn (und gewiss auch in anderen Ländern), da immer weniger Schüler (und Eltern) dafür Interesse zeigen. Das Brot der Deutschlehrer ist in Gefahr. Der Nutznießer ist indessen das Englische, das auch den Vorteil einer günstigen Zeitkonstellation zu haben scheint: 32 Prozent der Bevölkerung der Europäischen Union sprechen ausreichend gut Englisch als Zweitsprache; Deutsch als beherrschte Fremdsprache liegt bei nur 8 Prozent.² Auf der anderen Seite sollten wir alle bedenken, dass 24 Prozent der EU-Bevölkerung Deutsch als Muttersprache spricht! Im Hinblick auf Muttersprachler ist also Deutsch die Nummer 1 in der EU! Allerdings kann fast



die Hälfte der EU Englisch, ob als Muttersprache oder Fremdsprache. Das soll aber nicht ausschließen, dass die Zahl der Deutschköpfer in der Zukunft wachsen kann, wenn die deutschsprachigen Länder einerseits ihre wirtschaftliche (damit auch ihre politische) Position behalten und verstärken, andererseits mehr dafür tun, dass das Deutsche eine beliebte Sprache bleibt und wird, bzw. als erste oder zweite Fremdsprache von Vielen gewählt wird. Man kann ja Englisch sprechen, und dabei auch Deutsch, das dürfte nicht im Bereich des Unmöglichen liegen. Es entspricht übrigens dem langfristigen Ziel der EU, „dass alle EU-

Bürger zusätzlich zu ihrer Muttersprache **zwei weitere Sprachen** sprechen³! Zu diesen zwei Fremdsprachen kann das Deutsche in Ungarn durchaus gehören. Denn dafür gibt es genug wirtschaftliche und kulturelle Gründe.

Man muss also in Bezug auf die Zukunft des Deutschen in Ungarn und in Europa nicht Schwarz sehen. Natürlich genießt jetzt Englisch den Vorrang, viele könne schon *OK* oder *happy* sagen (einschließlich der Deutschen), die globalisierte Pop- und Wirtschaftskultur hat viel für diese verrückte Mode getan. Ja, das ist in der Tat eine verrückte (sic!) Mode geworden, eine Welttendenz, die auch die Mitteleuropäer ergriffen und verrückt hat vom Normalen. Denn es ist überhaupt nicht normal,

dass mehr Mitteleuropäer Englisch können als Deutsch! Das widerspricht nämlich unserer Tradition, die mehrfach verflochten ist mit der deutschsprachigen Kultur.

Das Deutsche und die deutschsprachige Kultur haben Jahrhunderte lang die ungarische Sprache und Kultur bereichert. Zugegeben: Es gab manchmal sogar zu viel des Deutschen, als zum Beispiel Kaiser Joseph II. es zur offiziellen Sprache in Ungarn anstelle des Lateinischen machte. Man durfte zum Beispiel kein Lehrer werden ohne Deutsch zu können usw. Die Reaktion der Ungarn

² Quelle: <http://sciencev1.orf.at/science/news/37865>

³ Vgl. Die Europäer und ihre Sprachen. Eurobarometer Spezial. Februar 2006. S. 1. (Herv. des Red.)

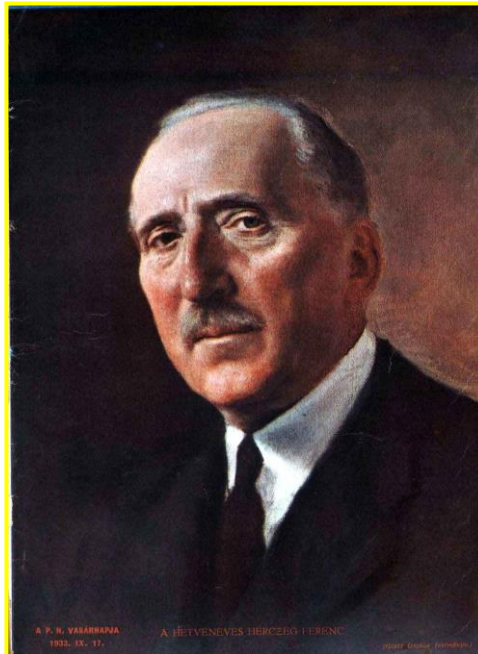
war die Erneuerung der ungarischen Sprache. Gut! Aber selbst wenn man gegen die Habsburger rebellierte, wie später Petöfi: Wer hätte daran gedacht, Deutsch überhaupt nicht zu lernen? Oder denkt man etwa, unser Petöfi hätte kein Deutsch gekannt? Oder die vielen Generationen ungarischer Dichter und Intellektueller? Manche schrieben sogar auf Deutsch, so György Bessenyei seinen Roman *Die Amerikaner* (1774), Mihály Vörösmarty sein episches Gedicht *Csák*, Jenő Komjáthy einige Gedichte, István Széchenyi, der „größte Ungar“ sogar sein Tagebuch (s. das Foto auf S. 8)!

Dass viele unserer renommierten Dichter aus dem Deutschen übersetzten, versteht sich auch wie von selbst: So haben beispielsweise Ferenc Kazinczy, József Bajza, Mihály Babits oder Árpád Tóth Goethe, Dezső Kosztolányi Rilke übersetzt usw. Die Ungarn haben sich nie vor der deutschen Sprache und Kultur verschlossen, selbst dann nicht, wenn sie mit der deutschen (österreichischen) Zensur zu kämpfen hatten, oder etwa mit einer Gefangenschaft in Kufstein (wo u.a. Kazinczy inhaftiert war) bedroht wurden.

Die Verflechtung der deutschen mit der ungarischen Kultur ist noch deutlicher an ungarischen Intellektuellen deutscher Herkunft zu sehen. So war etwa der Literaturhistoriker Ferenc Toldy (ursprünglich Franz Karl Joseph Schedel), u.a. der Verfasser einer *Geschichte der ungarischen Dichtung* (auf Deutsch 1863), ebenso

deutschstämmig, wie der Philosoph Eugen Heinrich Schmitt (Schmitt Jenő) oder der Schriftsteller Franz Herzog (Herczeg Ferenc). Sie haben sich zwar mehr oder weniger in der ungarischen Kultur assimiliert, blieben dennoch überzeugte Vermittler zwischen den zwei Kulturen. Sie bildeten zugleich Beispiele für eine Doppelidentität, die in der ungarischen bzw. mitteleuropäischen Kulturtradition keine Seltenheit war.

Doch selbst bei den Ungarn blieb die deutsche Sprache ein probates Kultur- und Ausdrucksmittel in der Monarchie und darüber hinaus. Deutsche Theateraufführungen, Zeitungen und Zeitschriften (*Ungarische Revue*, *Ungarische Rundschau*, *Pester Lloyd*) waren in Ungarn bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein à la mode. Noch Sándor Márai berichtet davon, dass in seinem Kaschauer Elternhaus deutsche Zeitschriften wie *Über Land und Meer* oder *Klasings Monatshefte* gelesen wurden. Márai – vielleicht der letzte echte bürgerliche Autor in Ungarn, der eben deshalb nicht in Ungarn bleiben konnte – las bis zuletzt auf Deutsch, am liebsten Goethe, übersetzte in der Jugend Kafka und deutsche expressionistische Autoren, und veröffentlichte sogar einige Feuilletons auf Deutsch (z.B. in der *Frankfurter Zeitung*). Über deutschsprachige Autor(inn)en ungarischer Wurzeln wie Zsuzsa Bánk oder Teresia Mora hinaus könnte man selbst unseren bisher einzigen Literatur-Nobelpreisträger, Imre Kertész einen



★★★★★★★★★★
Ferenc (Franz) Herczeg
(1863-1954)
 ★★★★★★★★★★

zweigste Jahrhundert hinein à la mode. Noch Sándor Márai berichtet davon, dass in seinem Kaschauer Elternhaus deutsche Zeitschriften wie *Über Land und Meer* oder *Klasings Monatshefte* gelesen wurden. Márai – vielleicht der letzte echte bürgerliche Autor in Ungarn, der eben deshalb nicht in Ungarn bleiben konnte – las bis zuletzt auf Deutsch, am liebsten Goethe, übersetzte in der Jugend Kafka und deutsche expressionistische Autoren, und veröffentlichte sogar einige Feuilletons auf Deutsch (z.B. in der *Frankfurter Zeitung*). Über deutschsprachige Autor(inn)en ungarischer Wurzeln wie Zsuzsa Bánk oder Teresia Mora hinaus könnte man selbst unseren bisher einzigen Literatur-Nobelpreisträger, Imre Kertész einen

Vermittler zwischen der deutschen und ungarischen Kultur nennen, der einmal ohne Scheu bekannte, er wohne viel lieber in Berlin als in Budapest.

Wer könnte nun ernsthaft meinen, dass all dieses gemeinsame deutsch-ungarische Kulturgut einmal mit dem Englischen ersetzt werden könnte? Na ja, ich weiß schon: Wirtschaft und Politik haben heute den Vorrang vor der Kultur. Aber selbst in der Wirtschaft scheint die Anglisierung übertrieben, wenn man nur an die Präsenz der *deutschen* Wirtschaft in Ungarn denkt. Man hörte es unlängst vom ungarischen Präsidenten selbst: Etwa dreihunderttausend (!) Mitbürger verdienen ihr Brot bei deutschen Firmen in Ungarn. Deshalb sei Ungarn der strategische Partner Deutschlands. Allerdings musste das mit der Bundeskanzlerin mittels Dolmetscher besprochen werden. Denn unsere Politiker können anscheinend kein Deutsch. Das finde ich eine Schande. Was wird dann mit der oben erwähnten Sprachstrategie der EU, wenn sich die Politiker selbst mit dem Englischen begnügen?

Allerdings wird es das Deutsche nicht leicht haben, will es sich neben oder nach dem Englischen behaupten. Englisch führt jetzt die globalisierte Welt an der Nase herum wie eine Prostituierte ihre Anbeter. Doch muss das nicht gleich heißen, man müsse mit dem Deutschlernen auf die Nase fallen. Schließlich wird man immer einen Vorteil haben, wenn man zwei Fremdsprachen erlernt statt nur einer.

L.V.Sz.

*

Sprüche über die Sprache(n)

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen. (Goethe)

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Konversation gebrauchen wir nur ein zehntel Teil dieses Reichtums – faktisch sind wir also spracharm. (Heinrich Heine)

Der Geist einer Sprache offenbart sich am deutlichsten in ihren unübersetzbaren Worten. (Marie von Ebner-Eschenbach)

Die Sprachen gehören zu den schönsten Dingen, die es auf der Welt gibt. (Hugo von Hofmannsthal)

Am schwersten ist aus einer Sprache in eine andere das Schweigen zu übersetzen. (Hans Kudsus)

Kopf und Herz reden zwei verschiedene Sprachen. Wer macht den Dolmetsch? (Herbert Eisenreich)

Am Anfang war das Wort. Dann muss es ihm die Sprache verschlagen haben. (Heinrich Wiesner)

*

DEUTSCHE PERSPEKTIVE (2)

Die zweite Heimat Teil 2: Langsam verstehe ich Ungarisch!

Ausdauer und Fleiß brachten bald Erfolg. Ich verstand die ungarische Sprache mehr und mehr, aber immer noch nicht gut genug, es gab noch unzählige Missverständnisse.

Als ich 1987 nach Ungarn zog, glaubte ich dennoch ganz gut Ungarisch zu können und war voller Zuversicht. Natürlich konnte ich mich schon ein bisschen verständigen, aber ich war noch weit davon entfernt, mich auch wirklich unmissverständlich und grammatisch richtig ausdrücken zu können. Als ich dann den Ungarn aufmerksam zuhörte, bemerkte ich, dass ich wohl noch unheimlich viele Vokabeln und Ausdrücke zu lernen habe. Und noch eines habe ich erst hier in Ungarn gelernt. Ich hörte zwar bei den Kollegen meines Mannes einige Schimpfwörter, habe aber nie gewusst, was sie bedeuten. Hier in Ungarn bemerkte ich, dass einige Leute, egal wo sie sind, bestimmte Schimpfwörter fortwährend verwenden, oft sogar mehrmals in den Satz einbauen. Ich wusste aber immer noch nicht, was diese Wörter bedeuten. Ich konnte keinen Zusammenhang zum Gesagten finden. Eines Tages fragte ich meinen Mann, was diese häufig gehörten Wörter bedeuten. Mein Mann versuchte es mir zu erklären, aber ich fand immer noch keinen Sinn darin. Heute weiß ich, dass einige (Gott sei Dank nicht alle!) Ungarn diese Ausdrücke schon unbewusst und automatisch benutzen, ohne darüber nachzudenken. Das ist schade für die schöne ungarische Sprache. Es ist auch bedenklich, dass einige

Ungarn sogar noch stolz darauf sind, genauso „gut“ schimpfen bzw. fluchen zu können, wie die Italiener. Das wäre ja noch gar nicht so schlimm, wenn man die schlimmen Schimpfwörter nicht als „Bindewörter“ benutzen würde. Leider ist es mir bis jetzt nicht gelungen, die Ungarn davon zu überzeugen, dass diese Redeweise ihre Sprache sehr negativ beeinflusst und ein falsches Bild von den Ungarn und der ungarischen Sprache reflektiert.

So unmöglich die Ungarn fluchen können, so liebevoll können sie ihre Zuneigung ausdrücken. Sie machen aus fast allen Namen Kosenamen, z.B. Kati, Gizi, Pisti, Ági, Zsuzsi, Peti, Gabi... Und sie haben die zwei Zauberwörter „szeretlek“ und „imádlak“!

Wenn wir Deutschen uns am Ende des Briefes mit freundlichen, lieben oder herzlichen Grüßen verabschieden, können es die Ungarn mit „szeretettel“ tun, was ich als viel herzlicher empfinde.

Nun begann ich also, die ungarische Sprache immer besser zu verstehen. Immer noch stieß ich auf schwierige grammatische Phänomene, Zum Beispiel die Akkusativkonjugation („*tárgyas ragozás*“). Diese grammatische Form benutze ich manchmal auch heute noch falsch. Oft sage ich „tanulok“, statt „tanulom“. Mein Sohn hat mir mehrmals erklärt, dass wenn es um etwas Bestimmtes geht, *tárgyas ragozás* benutzt wird: „Mit csinálsz most?“ „Olvasok.“ „Mit olvasol?“ „Jókait

olvasom.“ Man muss eben auf so viele Dinge achten, aber das geht anderen Fremdsprachlern eben so.

Es ist gut, wenn die Fehler gleich korrigiert werden. Ansonsten kann es passieren, dass man sich so sehr an die grammatischen Fehler gewöhnt und sie sich nicht mehr abgewöhnen kann.

Ich begann mich hier einzuleben, das war wegen der unterschiedlichen Mentalitäten nicht einfach und auch heute gibt es deswegen noch einige Meinungsverschiedenheiten bzw. Unannehmlichkeiten.

Leider musste ich mich noch einige Jahre lang auf der Ausländerpolizei melden, um meine Aufenthaltsgenehmigung verlängern zu lassen. Das war nicht angenehm, denn zu dieser Zeit (1988/89) gab es viele Einwanderer aus Jugoslawien (damals hieß es noch so), Rumänien und der Ukraine. Man wurde gewiss nicht „mit Samthandschuhen“ angefasst, der Ton war hart und unfreundlich. Es empfahl sich, Ungarisch zu verstehen und zu

sprechen, denn die Beamten waren sehr ungeduldig. Aus der DDR war ich an ähnliche Behandlung gewöhnt, ich hatte aber gedacht, dass es hier anders sei.

Mich störte, dass meine eigenartige Aussprache oft belächelt wurde und manchmal auch heute noch wird. Ich kann kein „Zungen R“ aussprechen. So entwickelte ich ein R zwischen dem deutschen und dem ungarischen R, aber oft klingt es eben doch nach „raccsolás“.

Durch Lesen und genaues Zuhören versuchte ich meinen Wortschatz, meine Ausdrucksweise, sowie meine Aussprache zu verbessern. So lernte ich mit der Zeit auch die berühmten und weniger berühmten Werke der ungarischen Schriftsteller kennen.

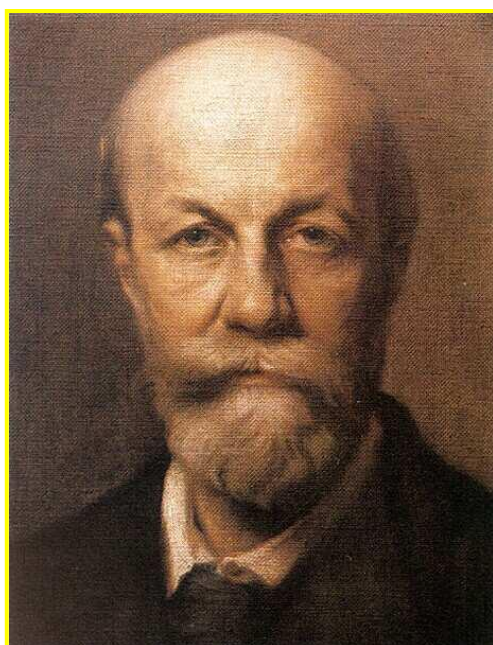
Beim Lesen der ersten Werke verstand ich nicht viel, das Lesen eines Buches dauerte wegen der ständigen Benutzung des Wörterbuches unheimlich lange.

Eine Bekannte sagte, wenn ich *Egri csillagok*

von Géza Gárdonyi gelesen habe und das Buch einigermaßen verstehe, kann ich ganz gut Ungarisch. In diesem Werk gab es zu viele unbekannte Wörter und Ausdrücke, deshalb gefiel es mir nicht besonders, aber ich las es bis zum Schluss. Beim zweiten Lesen, viele Jahre später gefiel es mir schon besser.

Sehr gut gefallen mir die Romane und auch die Novellen von Dezső Kosztolányi. Einer meiner besonderen Lieblinge ist Mór Jókai, der den Leser durch seine bildlichen Beschreibungen

in die jeweilige Umgebung versetzt und dessen gewählte Ausdrucksweise den Werken eine gewisse Eleganz verleiht. Ich denke hier zum Beispiel an seinen *Aranyember*, in dem er die Donau und deren Umgebung spiegelbildgetreu beschreibt. In der „Balatonszene“ spürt man die Eleganz des Schriftstellers, wenn er die Promenade und das Haus beschreibt. Auch die Stimmung des Plattensees gibt er bildlich wieder. Ich habe natürlich noch andere ungarische Schriftsteller und



★★★★★★★★★★
Mór Jókai (1825-1904)
 ★★★★★★★★★★

Dichter, die ich mag, aber auf das Lesen werde ich in einem späteren Artikel wohl noch einmal zu sprechen kommen.

Ich möchte noch eine Sache erwähnen, die uns Deutschen in Ungarn anfangs Schwierigkeiten bereitet hat. Wenn man hier an einem Arbeitsplatz zu arbeiten begann, wurde einem gleich das „du“ angeboten. Das ging mir manchmal ein bisschen zu schnell. Ich war damals noch sehr jung und musste ältere Kollegen, sogar den Chef... duzen. Das fiel mir nicht immer leicht, auch wenn man hier als Ausweg z.B. „Marika néni“ oder „Tibor bácsi“ benutzt. Das kann aber für den älteren Kollegen unangenehm sein, da er sich dadurch älter fühlen könnte. In manchen Situationen ist es einfacher, sich zu siezen, es macht einen gewissen Abstand möglich. Man kann sich leichter und eindringlicher die Meinung sagen bzw. Kritik äußern. Natürlich bin ich auch der Meinung, dass man sich nach einer gewissen Zeit, wenn man sich auch am Arbeitsplatz kennen gelernt hat, mit Duzen und der Benutzung des Vornamens besser verständigen kann. Inzwischen habe ich mich an das Duzen gewöhnt. Es hat auch seine Vorteile, man kann ein engeres kollegiales oder freundschaftliches Verhältnis aufbauen. In Deutschland duzt man sich inzwischen auch schneller, als es damals der Fall war. Die Zeiten ändern sich eben. Heute weiß ich, dass es in Ungarn zur Mentalität gehört, gleich einen engeren Kontakt aufbauen zu wollen (immer gelingt es nicht). Ich habe mich inzwischen auch sehr verändert und mich diesen Gewohnheiten angepasst, was ja nicht unbedingt unangenehm ist.

Simone Vörös

Weniger ist manchmal mehr

- „Was ist dein Beruf?“
- „Ich werde Hebamme.“
- „Warum wirst du Hebamme?“
- „Weil das ein schöner Beruf ist und ich Kinder liebe.“
- „Und wo möchtest du später einmal arbeiten?“
- „In Österreich. In Ungarn verdient man zu wenig Geld.“
- „Gut, das verstehe ich. Kommen wir zur Kontrolle der Hausaufgaben.“
- „Ich habe keine Hausaufgaben gemacht.“

An diesen – zumindest so ähnlich geführten – Dialog erinnere ich mich auch noch nach Jahren, wenn ich an meine Zeit als „óraadó“ an der Széchenyi-Universität [im Bild] zurückdenke. Wahrscheinlich kam mir gerade dieses kurze Gespräch beim Schreiben dieser Zeilen wieder in den Sinn, weil es geradezu paradox ist, wenn man



im deutschsprachigen Ausland arbeiten möchte, aber nicht bereit ist, in das Erlernen der Sprache die notwendige Energie zu investieren. Als weitere Gründe kämen natürlich auch die oft gehörten Antworten: „Ich hatte keine Zeit“, „Ich habe das vergessen“, oder – trotz des mehrfachen Hin-

weises, man müsse sich dann eben anderweitig nach dem Verpassten erkundigen, auch sehr beliebt – „Ich war letzte Stunde nicht da“ hinzu.

Es kann natürlich überhaupt nicht die Rede davon sein, dass alle Studenten in Deutschland durchweg hoch motiviert sind, und auch ich habe an der Uni in Győr sehr viele andere Beispiele kennen gelernt, wo die Lernenden engagiert und mit klaren Vorstellungen über ihre Zukunft ans Werk gingen und dementsprechend motiviert waren. Dennoch bleibt die Frage im Raum stehen, wie es zu einem wie eingangs beschriebenen Verhalten kommen kann.

Bei der notwendigen Analyse sollte man aber nicht nur die Gegenwart und Zukunft beleuchten, sondern es lohnt auch ein Blick in die Vergangenheit. Die Ursache für die von mir festgestellte oft fehlende Motivation beim Sprachunterricht im universitären Bereich ist meiner Meinung jedoch oftmals das Produkt der vorangegangenen Schulbildung. Es muss hinterfragt werden, wie es überhaupt möglich ist, dass jemand vier, sechs oder sogar acht Jahre Deutschunterricht auf dem Unterrichtsplan stehen hatte und der Lehrende an der Universität sich in der Realität trotzdem vor die Aufgabe gestellt sieht, solche Lernenden in die geheimen Tiefen des Akkusativs, also einem absoluten Anfängerthema, einzuweißen. Das ist für mich eigentlich nur so erklärlich, dass der- oder diejenige dann eben vier, sechs oder acht Jahre frustrierende Erfahrungen mit der deutschen Sprache gemacht und sich dementsprechend überhaupt nicht entwickelt hat. Und das möchte ich nicht dem Schüler vorwerfen, sondern lässt mich eher an einen Fehler im (Bildungs-)System glauben.

Als Dozent kam ich so in die unangenehme Lage, auf der einen Seite einen Lehrauftrag zu

bekommen, der etwa das Vermitteln einer Fachsprache vorsieht, auf der anderen Seite aber schlichtweg keinerlei sprachliches Fundament vorzufinden, auf welchem man hätte aufbauen können. Von älteren Kolleginnen bekam ich dann zwar immer wieder zu hören, man müsse in einem solchen Falle „einfach das betreffende Buch durcharbeiten“. Doch mir hat sich nie erschlossen, wie das didaktisch zu machen sei und damit überhaupt verwertbare Ergebnisse, die über den Moment des Augenblicks hinausreichen, zu erreichen seien könnten. Es sollte ja nicht Ziel des Sprachunterrichts sein, den Lernenden irgendwelche Definitionen regelrecht einzuprügeln, deren Bedeutung sich ihnen nicht einmal ansatzweise erschließen. Das kann nur zu weiteren deprimierenden Ergebnissen führen – und dazu, dass die Lernenden dann auch nach 6, 8 oder 10 Jahren Deutschunterricht immer noch nicht wissen, was der Akkusativ ist.

Misslich ist die Lage für den Dozenten aber auch deshalb, weil er in jeder Gruppe Studenten hat, deren sprachliche Ausbildung sie bis zum Abitur auf ein ganz anderes Niveau führte. Es tut einem persönlich schon weh zu sehen, dass diese Studierenden sich sprachlich viel besser entwickeln könnten, als es in dieser Umgebung möglich ist. Man kann den Betreffenden zwar hier und da ergänzende Aufgaben geben, aber es wird nie so sein, dass man mit dem einen Teil der Studenten Anfängerübungen macht und mit dem anderen fachsprachliche Probleme klärt. An dieser Stelle wäre auch die Universität aufgefordert, die Zusammenstellung der Gruppen für den Sprachunterricht nicht nur nach Fach und Semesterzahl, sondern primär nach dem tatsächlich vorhandenen Wissen vorzunehmen. Damit wäre allen geholfen.

Geholfen wäre den schon fortgeschrittenen Deutschlernenden, die sich das Rüstzeug aneignen könnten, mit dem sie im bald folgenden Berufsleben auch auf gehobenem Niveau kommunizieren können. Geholfen wäre aber auch den sprachlich schwächeren Studenten, da sie das reelle Ziel vor Augen hätten, sich mit den Grundlagen der deutschen Sprache vertraut machen zu können, worauf man dann sehr gut aufbauen kann. Und auch dem Dozenten wäre geholfen, denn ihm würde der wirklich kraftraubende beschriebene Zwiespalt erspart bleiben.

Ich kann natürlich die Frage der Finanzierbarkeit dieses Gedankens nicht außer Acht lassen, natürlich würde eine solche Lösung Geld kosten.

Die Frage ist nach meiner Erfahrung aber weniger, ob dieses Geld vorhanden ist, sondern eher die, ob das vorhandene Geld sinnvoll eingesetzt wird. Die letzte Frage kann ich nicht bejahen.

Wenn ein Deutscher nach Ungarn kommt und sich mit dem Hochschulsystem des Landes auseinandersetzt, so wird er ein paar interessante Entdeckungen machen. Die Frage, was für einen Beruf jemand habe, wird hierzulande nämlich oft nicht mit einem konkreten Fachbereich beantwortet, sondern regelmäßig mit der Anzahl der erworbenen Hochschuldiplome. Da stellt man sich als Ausländer dann schon die Frage, ob Quantität und Qualität in einem ausgewogenen Verhältnis stehen können. Und es stellt sich auch die Frage nach der Motivation der Absolventen, wenn mit dem Abschluss keinerlei

berufliche Änderung einhergeht oder diese schon antizipiert wurde.

Einer höheren Schulbildung wird in Ungarn pro forma eine viel höhere Bedeutung als in Deutschland beigemessen. Sobald ein Ausländer die ungarische Sprache einigermaßen beherrscht, wird er sich darüber wundern, dass die anstehenden Abiturprüfungen ein gesamtgesellschaftliches Ereignis zu sein scheinen, deren Wichtigkeit es erforderlich macht, in allen Medien – möglicherweise sogar als Hauptnachricht – ausführlich darüber zu berichten. Das erklärt natürlich auch, warum nach dem Abitur, welches gefühlte 80 Prozent der jungen Ungarn meistens mit einer glatten 5 abzulegen scheinen, eine aus deutscher



Perspektive unglaublich hohe Studierquote erreicht wird. Die Frage, die sich mir als Ausländer dann aber stellt, ist die, ob man noch von einer „höheren“ Bildung sprechen darf, wenn diese anscheinend jeder und auch noch mit besten Ergebnissen erreichen kann; denn was (fast) alle haben, kann ja denknotwendig nur „Durchschnitt“ sein.

Vielleicht ist mit dem Fehlen der Möglichkeit, sich von anderen abzuheben, auch zu erklären, wieso oftmals mehrere – ich darf und muss an dieser Stelle sagen: teure – universitäre Ausbildungen angestrebt werden, denn es gibt schlichtweg keine andere Möglichkeit, sich von der breiten Masse abzuheben.

Schuld an dieser Denkweise ist meiner Meinung auch, dass Ungarn sich bildungstech-

nisch in einer Phase befindet, in der man dazu neigt zu glauben, allein ein Hochschulabschluss – oder eben mehrere – sei(en) der Schlüssel zu einem erfüllten Leben. Sicherlich, Bildung ist gerade in Zeiten des lebenslangen Lernens eine wichtige Säule für ein erfolgreiches Berufsleben. Aber das sollte nicht dazu führen, dass es am Ende nur noch Häuptlinge und keine Indianer mehr gibt.

Ein solches Umdenken wird sich – wenn überhaupt – nur sehr langsam vollziehen. Ein Schritt in diese Richtung könnte vielleicht sein, dass man die Lehrkräfte unabhängig davon, in welcher Lebensphase ihnen die Schüler bzw. Studenten anvertraut werden, ermutigt, eine differenziertere Benotung vorzunehmen. Diejenigen, die dann immer noch beste Noten erhalten, könnten dann wirklich stolz auf ihre Spitzenergebnisse sein, während sie derzeit dieses Erlebnis mit der Masse unangesehen teilen müssen. Auch wer dann eine durchschnittliche Leistung, namentlich also eine „3“ erhält, würde unter diesen Voraussetzungen nicht als „schlecht“, sondern vielmehr als für die Praxis gut vorbereitet gelten. Und wer durchweg nur unzureichende Leistungsnachweise erbringen kann, dem wird gesagt, dass das ausgesuchte Metier eben nicht das seine ist. Das ist in jedem Einzelfall eine schmerzhaft, aber aufgrund seiner Rechtzeitigkeit ebenso hilfreiche Erkenntnis. Auch die Arbeitgeber würden es bei ihren Auswahlprozessen sicherlich begrüßen, wenn sie anhand der vorhandenen Noten eine wirkliche Leistungstendenz erkennen können, um so die für sie notwendigen Arbeitnehmer zielgerichteter zu finden.

Ein Mosaikstein(chen) könnte zudem sein, dass den Schülern klarer vermittelt wird, dass sie

– gerade im Bereich der fremdsprachlichen Ausbildung – letztlich allein für sich und nicht für irgendwelche Scheine lernen müssen. Derzeit beschränkt sich die „Motivation“, Deutsch zu lernen, oft auf einen erforderlichen Scheinerwerb. Sollte es gelingen, den Lernenden von Anfang an die unmittelbare Kausalität zwischen (Fremdsprach)-Lernerfolg und später erreichbaren beruflichen Erfolg wirklich deutlich zu machen, wäre viel gewonnen.

Stefan Höhm

*

Aphorismen zum (Kennen)Lernen

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müsste von uns lernen. (Goethe)

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht. (Goethe)

Je mehr man schon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. (Friedrich Schlegel)

Einander kennenlernen, heißt lernen, wie fremd man einander ist. (Christian Morgenstern)

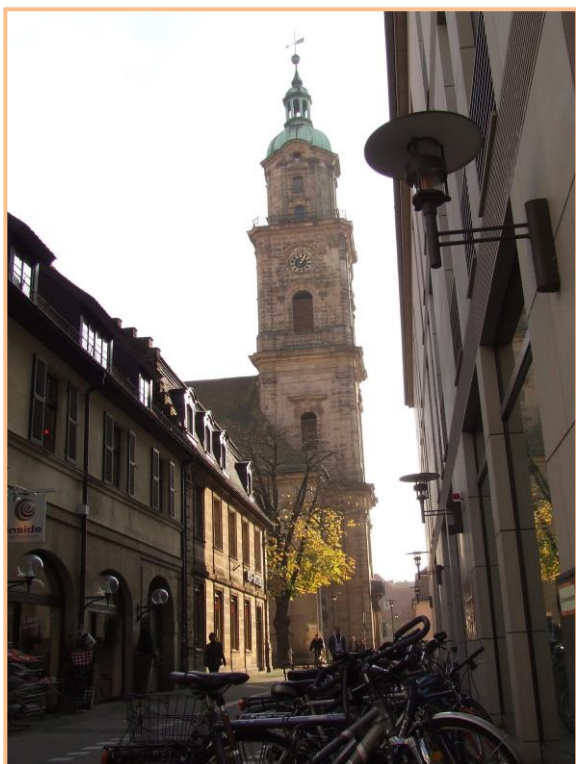
Wer lernen will, muss vergessen können. (Herbert Eisenreich)

Es ist ein aufwendiger Prozess, von einer Dummheit zur nächsten umzulernen. (Michael Richter)

*

Himmlisches Erlangen? Langweiliger Erlangen?

Touristen fahren gerne einfach dran vorbei, denn das mittelfränkische Erlangen liegt genau auf der Strecke zwischen den beliebten Ausflugszielen Bamberg und Nürnberg, so scheint es auf den ersten Blick weit weniger interessant zu sein. Mit mittelalterlichem Flair kann diese Stadt nicht punkten, dennoch hat Erlangen seinen Bewohnern und Besuchern Einiges zu bieten.



„Welches ist die schönste Stadt auf Erden? Erlangen, denn schon in der Bibel heißt es: ‚Suchet das Himmelreich zu Erlangen‘“. Über diesen Wortwitz lacht in Deutschland keiner mehr, schon gar kein Erlanger Bürger. Erlangen ist weder so alt, dass es in der Bibel erwähnt werden könnte, noch die schönste Stadt der Welt, nicht mal von Deutschland, leider. Trotzdem hat

die kleinste Großstadt Deutschlands mit knapp über hunderttausend Einwohnern einen gewissen Charme, wenn ihr auch häufig Schlichtheit und Nüchternheit nachgesagt wird.

Urkundlich erwähnt wurde Erlangen erstmals 1002. An Bedeutung gewann die Stadt allerdings erst mit der Ansiedlung der Hugenotten. Da der katholische König Ludwig XIV. mit dem Widerruf des Edikts von Nantes 1685 seinen calvinistischen Untertanen keine Glaubensfreiheit mehr gewährte, flohen über 180 000 Hugenotten aus Frankreich. Davon ließen sich etwa 1500 in Erlangen nieder. Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth versprach den Hugenotten, in der Hoffnung mit ihrem Zuzug die Wirtschaft seines Landes zu stärken und zugleich freie Religionsausübung. Durch seine neuen Untertanen konnte sich der Markgraf zudem seinen Traum von der idealen symmetrisch-rechtwinkligen Stadt erfüllen. Südlich der bisherigen Stadt wurde für die neuen Bewohner die Neustadt gegründet. Als die Altstadt 1706 durch ein Feuer fast vollständig zerstört wurde, ließ man sie nach dem Vorbild der Neustadt ebenfalls rechtwinklig und symmetrisch wieder aufbauen. Erlangen ist die somit die einzige barocke Planstadt Bayerns. Für Touristen ist diese Tatsache allerdings wenig interessant.

Viele Besucher kommen das Jahr über nicht in die Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Mittelfranken. Die meisten Touristen werden Erlangen bestenfalls vom Zug- oder Autofenster aus betrachten, wenn sie die populären Ausflugs-

ziele der Umgebung wie Bamberg oder Nürnberg ansteuern. Diese Städte können vor allem mit ihrem verträumten mittelalterlichen Kern überzeugen. Erlangen bleibt da, rechtwinklig und schlicht, außen vor.

Nur einmal im Jahr ändert sich das. An Pfingsten findet seit 1755 die Bergkirchweih statt. Über eine Million Besucher pilgern dann zum „Berch“, wie das Volksfest auf Fränkisch genannt wird. Damit ist die Bergkirchweih beinahe so beliebt wie das Oktoberfest in München und bietet eine weitere Gelegenheit in Dirndl und Lederhose zu schlüpfen. Wie auf allen Volksfesten gibt es dann jede Menge Fahrgeschäfte, Essensstände und Losbuden. Anders als auf der Theresienwiese in München findet man aber in Erlangen weit weniger Bierzelte. Dafür aber über 11 000 Sitzplätze unter freiem Himmel, die nur von den Baumkronen der uralten Linden, Kastanien und Eichen geschützt sind. Und bei Regen manchmal auch von der ein- oder anderen Plastik-

plane. Das Fest-Gelände erstreckt sich über einen Kilometer am Hang des Burgbergs am Rand der Erlanger Innenstadt und verwandelt sich dann zur Berg-Zeit in den größten Biergarten Europas.

Am Donnerstag vor Pfingsten um 17.00 Uhr sticht der Oberbürgermeister das erste Bierfass an und am Montag zwölf Tage darauf endet die Bergkirchweih wieder. Während dieser Zeit herrscht in der Stadt Ausnahmezustand. Niemals sonst sind die Züge nach Erlangen so voll oder die

Leute auf den eigens geschmückten Straßen so alkoholisiert. Bis 23.00 Uhr wird auf der Bergkirchweih täglich Bier ausgeschenkt, immerhin ist Franken ja bekannt für seine vielen Brauereien. Danach ziehen die Besucher weiter in die Pubs und Discotheken der Stadt.

Bis 1999 gab es für die Studenten der Friedrich-Alexander-Universität während der Bergkirchweih eine Woche lang vorlesungsfrei, da man der Meinung war, dass mit den vielen betrunkenen Studenten kein geordneter Universitätsbetrieb möglich wäre. Allerdings ist die eine Woche Ferien nun auf einen einzigen freien Tag reduziert worden. Das hat die Begeisterung für



den Berg kaum verringert, wohl aber die Toleranz für verkaterte Studenten in den Vorlesungen während des Volksfestes vergrößert.

Mit über dreiunddreißig tausend Studenten ist die Friedrich-Alexander-Universität die zweitgrößte Bayerns. Allerdings befindet sich die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät in Nürnberg, so dass nur etwa dreiviertel der Studenten tatsächlich in Erlangen studieren. Trotzdem ist das Stadtbild stark von den angehenden Akademikern geprägt.

Die Universitätsgebäude sind überall in der Stadt verteilt. Und oft kann der eine oder andere Anwohner nicht einschlafen, wenn wieder einmal die Studenten zu laut feiern. Das bekannteste Wohnheim ist das Alexandrinum in der Erlanger



Innenstadt. Mit 197 Zimmern ist es zwar nicht das größte, aber wahrscheinlich das beliebteste Wohnheim in Erlangen. Das liegt vielleicht nicht gerade an der Ausstattung, denn die Innenräume des „Alex“ sind seit seiner Gründung 1952 nicht mehr renoviert worden. Allerdings hat wohl kein Wohnheim sonst in Erlangen ein so aktives Heimleben. Während des Semesters finden wöchentlich Barabende im Keller statt, zu denen nicht nur Bewohner sondern auch zahlreiche externe Besucher erscheinen. Und auch sonst wird gerne, viel und vor allem ausschweifend gefeiert.

Neben den vielen Studentenkneipen und Universitätsgebäuden hat sich Erlangen einen Namen als Fahrradstadt gemacht. Die meisten Studenten wie auch viele andere Bewohner der Stadt sind auf zwei Rädern unterwegs. So ist beispielsweise auch der Oberbürgermeister Siegfried Balleis ein bekennender Fahrradliebhaber. Über hundert Rad-

wege gibt es im Stadtgebiet, auf denen man ungestört von Autos oder Fußgängern fahren kann. Vor Studentenwohnheimen und Universitätsgebäuden kann es mitunter sogar schwierig werden den eigenen Drahtesel unter all den anderen wiederzufinden, wenn man sich nicht genau merkt, wo man das Fahrrad abgestellt hat.

Aber nicht nur für Studenten, sondern auch für Uni-Absolventen ist Erlangen ein beliebter Wohnort. Die Stadt ist eine der wirtschaftlich stärksten in ganz Deutschland. Das liegt neben der Universität als Arbeitgeber vor allem daran, dass der erfolgreiche Technologiekonzern Siemens AG einen wichtigen Standort in Erlangen besitzt und viele Arbeitsplätze in Wirtschaft und Forschung bietet. Auch kulturell kann Erlangen von Universität und Siemens profitieren. Erstere organisiert durch ihre Studenten zahlreiche Veranstaltungen wie das Arena-Festival der jungen Künste, das Poetenfest, das Hörfest und zahlreiche Theateraufführungen. Siemens unterstützt häufig die Kultur durch finanzielle Förderung, um so den eigenen Wirtschaftsstandort noch attraktiver zu machen.

Erlangen ist sicherlich kein Himmelreich. Aber auch keine nüchterne Industriestadt. Besonders im Frühling und Sommer besitzt die Stadt eine hohe Lebensqualität und ist sicherlich einen Besuch wert.

Magdalena Naporra

*

Budapest

Geschichte und Wirklichkeit

Unser Land, besonders unsere Hauptstadt, ist ein ganz begehrtes Reiseziel geworden. Ungarn, ein so kleines Land verfügt über eine der schönsten, prachtvollsten und mit historischen Momenten geladenen Hauptstädte der Welt. Wenn man aber eine Umfrage im Ausland machen und fragen würde, wo Budapest liege, wären die Ergebnisse nicht so eindeutig. Woran liegt das? Wie finden uns trotzdem die Touristen? Mein Artikel versucht, die Hauptstadt ein bisschen näher vorzustellen. Durch die befragten Personen gewinnen wir einen Gesamteindruck von Budapest, als beliebtes Reiseziel.

Die Fakten über die Hauptstadt sprechen für sich selbst. Budapest, die Hauptstadt von Ungarn und zugleich die größte Stadt Ungarns, verfügt über 1,7 Millionen Einwohner nach einer Umfrage im Jahre 2011 und ist die achtgrößte Stadt der Europäischen Union. Die Stadt Budapest entstand im Jahre 1873, als sich die zuvor selbstständigen Stadtteile Buda (deutsch Ofen), Óbuda (Alt-Ofen) und Pest vereinigt haben. Budapest liegt an der Donau, an einer Bruchstelle, weshalb Buda besonders reich an Thermalquellen ist, wo sich jetzt die berühmten Bäder wie Gellért und Rudas befinden. Weitere wichtige Budaer Berge unmittelbar im Stadtzentrum sind der Gellértberg mit der Freiheitsstatue, der Sankt Gellért Statue und der Burgberg selbst, mit dem Burgviertel.

Die Geschichte von Budapest begann schon in alten Zeiten, mit der Gründung des römischen Militärlagers, woraufhin die römische Siedlung

Aquincum entstand. Nach dem Untergang des Römischen Reiches gab es mehrere germanische und hunnisch-alanische Stämme, die bei der Völkerwanderung die Stadt mehrmals überfielen. Die slawische Bevölkerung wurde im Jahre 896 bei der Landnahme von den Ungarn verdrängt. Die ungarische Bevölkerung wurde später christianisiert. Seine Einwohner betrieben Ackerbau und Viehzucht. Bereits zu dieser Zeit entstand ein reger Fährverkehr zwischen den beiden Seiten der Stadt.



Stefan I. wurde im Jahre 1000 gekrönt und die Ungarn bauten ihre Vorherrschaften aus. Wegen der mongolischen Einfälle wurde die königliche Residenz nach Visegrád [deutsch Plintenburg, die Red.] verlegt. Die Türken griffen

Ungarn an, und so fiel Pest im Jahre 1526 und Buda fünfzehn Jahre später. Schließlich gelang es den Habsburgern, die Türken zu vertreiben und Ungarn wiederherzustellen. Eine der Hauptgründe für den Aufschwung von Budapest war die Existenz einer Brücke, die aus aneinander befestigten Booten bestand. Daher stammte auch ihre Benennung, die Kettenbrücke, und sie wurde tatsächlich als erste feste Brücke in der Zeit zwischen 1839 und 1849 nach dem Plan von Graf István Széchenyi erbaut. Damit ist die Kettenbrücke die älteste und berühmteste Brücke der neun Budapester Brücken.



Während der ungarischen Revolution 1848 spielte die Stadt eine bedeutende Rolle. Der Aufstand gegen die Habsburger war nicht erfolgreich und wurde blutig niedergeschlagen. Dieses Ereignis führte aber zum Ausgleich im Jahre 1867 zwischen Ungarn und Österreich. Obwohl die Zusammenlegung von Buda, Pest und Óbuda schon während der Revolution verordnet worden war, dennoch kam es erst sechs Jahre nach dem Ausgleich endgültig zur Vereinigung der beiden Stadthälften.

Im Jahre 1896, zur Jahrtausendfeier der Landnahme der Ungarn, entwarf man im Einklang mit der Budapester Millenniumsausstellung zahlreiche Großprojekte. Nach diesen Plänen entstanden der Heldenplatz und die erste U-Bahn auf dem europäischen Festland. Durch den verlorenen Ersten Weltkrieg und den sog. Friedensvertrag von Trianon verlor Ungarn fast drei Viertel seines Reichsgebiets und diese Auswirkungen verursachten der Hauptstadt einen kurzzeitigen Rückschlag.

Die kurzzeitige Räteregierung unter Béla Kun führte zu einer Auseinandersetzung mit dem Kriegsminister Miklós Horthy, der den Kampf

gegen das Regime aufgenommen hatte, und das wiederum führte dazu, dass rumänische Truppen im Jahre 1919 die Stadt und mehrere Teile Ungarns besetzten. Nach seinem Sieg wurde Horthy Reichsverweser und zog in Budapest ein.

Im Zweiten Weltkrieg stand Ungarn auf der Seite der Deutschen, was dazu führte, dass fast ein Drittel der jüdi-

schen Bevölkerung von Budapest deportiert wurde. Die deutsche Besetzung erfolgte 1944, nachdem sich Ungarn vom verbündeten Deutschland lösen wollte. Im selben Jahr hatten die amerikanischen und britischen Bombenangriffe die Stadt teilweise zerstört. Als die sowjetischen Kräfte 1944-1945 während der Schlacht um Budapest die Stadt belagerten, haben sie die schlimmsten Schäden verursacht. Beim Rückzug der eingeschlossenen deutschen und ungarischen Truppen auf der Budaer Seite sprengten sie mehrere Brücken über die Donau.

Im Jahre 1956 war Budapest der Ausgangspunkt des Ungarischen Volksaufstandes, nach dessen blutiger Niederschlagung es zu Säuberungswellen im ganzen Land kam. Im Jahre 2000 fanden die Feierlichkeiten zum tausendjährigen Jubiläum der Staatsgründung ungarntweit statt. Aus diesem Anlass wurde Budapest verschönert. Die Parkanlage und das Kulturzentrum Millenáris-Park wurden in Buda aufgebaut, in Pest errichtete man den Millenniumstadtteil mit dem Nationaltheater. Der EU-Betritt Ungarns im Jahre 2004 wurde mit Festen im ganzen Land, aber besonders in Budapest gefeiert.

Nach all diesen wichtigen und manchmal tragischen Ereignissen, die die Hauptstadt zerstört haben, wie ist es trotzdem gelungen, dass aus Budapest eine weltberühmte Stadt geworden ist? Worin besteht der Charme der Stadt? Was wird einem geboten, wenn man nach Ungarn kommt?

Zum Glück wissen wir, dass die Stadt und unser Land mehrere Gesichter haben. Nicht nur die Geschichte, sondern auch unsere Kultur ist anziehend. Die Frage können wir erst dann präzise beantworten, wenn wir die zahlreichen Touristen auf der Straße fragen.

Deswegen habe ich einen kleinen Spaziergang im Stadtzentrum gemacht und versucht, die Vielfältigkeit von Budapest zu beweisen und zu begreifen.

Der erste Herr, den ich auf meinem Weg treffe ist ganz hilfsbereit und antwortet: „Mein Gott, Budapest! Ich hätte es nie gedacht, dass man hier so cool Party machen kann. Da ich aus London komme und in einem hippen Viertel wohne, waren meine Erwartungen gegenüber Budapest eher vage. Meine Freunde waren schon hier, die wussten, wohin wir gehen. Mich hat vor

allem die Innenstadt mit den alten Kultkneipen fasziniert“ – sagt Matthew aus England. Er und seine Freunde haben die Innenstadt besser kennen gelernt. Sie wohnten in einem Hostel im 5. Bezirk. Neben ihnen gab es jede Menge Kneipen und Lokale. Sie haben sich einen Kurzurlaub genommen und ganz billig jeden Tag Party gemacht. „Ich komme bestimmt nochmals zurück. Es lohnt sich einfach!“ – fügt am Ende noch Matthew dazu.

Entlang der Donau, vor der Kettenbrücke stehen die großen Luxusschiffe, mit Hunderten von ausländischen Passagieren. Einige stehen draußen und genießen die herrliche Aussicht. „Es ist die Endhaltestelle“ – sagt Mary aus den USA ganz traurig. Sie hat mit ihrem Ehemann (beide über achtzig!), wunderschöne vierzehn Tage auf einem Luxusschiff mit hundert sechzig anderen Passagieren verbracht, als sie die Strecke Nürnberg-Budapest mit dem Schiff zurückgelegt haben.

„Wir sind in Nürnberg eingestiegen“ – sagt der Ehemann, Doug, und führt das Gespräch weiter. „Es war eine wunderschöne Reise. Der Tagesplan war streng, da wir auf dem Weg solche Städte besucht haben wie Wien und Linz“ – erzählt der Amerikaner. „Heute haben wir noch eine Stadtrundfahrt in Budapest, was ich kaum erwarten kann“ – sagt Mary, und nimmt das Wort wieder zu sich. Wenn ich sie über Budapest frage, was sie von der Stadt gehört hat, antwortet sie ganz aufgeregt. „Na ja, viel wissen wir eben nicht, aber unsere Freunde waren schon hier, und sie haben so viele interessante Sachen erwähnt. Wir freuen uns schon darauf, den Tokajer Wein auszuprobieren und die weltberühmte Gulaschsuppe. Heute Abend gibt es noch eine Folklore-Show am

Bord. Das Beste, was wir in den vierzehn Tagen erlebt haben, war der Moment, als unser Schiff schon in der Nacht in Budapest angekommen ist. Diese wunderschöne Stadt, beleuchtet. Es war einfach hinreißend!“ Ihr Ehemann nickt nur und wir verabschieden uns, da sie sich noch auf die Stadtrundfahrt vorbereiten müssen.

Als ich deutsche Touristen in der Váci Straße treffe, halte ich sie an. „Es ist unser erster Besuch in Ungarn. Wir waren schon überall in den Nachbarländern, haben die berühmten Hauptstädte in Europa schon gesehen. Vieles haben wir von Budapest nicht erwartet, aber es hat uns schon überrascht, wie viele Sehenswürdigkeiten man hier finden kann“ – antwortet Thomas aus Berlin. „Verglichen mit Berlin ist diese Stadt natürlich kleiner und ruhiger. Mein Favorit ist das Burgviertel. Schöne, alte Häuser und die prachtvolle Aussicht mit guten Restaurants gepaart, einfach der beste Plan für den Tag!“ – berichtet uns Karl. Seine Freundin ist mit ihm einverstanden und sie spazieren schnell weiter, um noch ein Stück Kuchen in der Konditorei „Gerbeaud“ zu essen.

Auf dem Weg zum Heldenplatz, auf der Andrassy Straße treffe ich eine junge italienische Gruppe. Sie stehen vor dem Opernhaus. „So viele Leute!“ – sagt Carla erstaunt – „Damit habe ich nicht gerechnet!“ Die Gruppe ist aus Mailand gekommen, um hier eine Klassenfahrt zu machen. „Unser Lehrer wollte unbedingt Budapest als Reiseziel haben“ – sagt Mario, dessen Füße schon wehtun. „Wir laufen, laufen und laufen... Es ist

schlimmer, als Rom!“ – sagt er traurig, aber versichert mir noch, dass am Ende des Tages mit feinen, ungarischen Gerichten die ganze Gruppe belohnt wird. Die Klasse hat ein strenges Programm, aber es besteht nicht nur aus Sehenswürdigkeiten. Die Kinder dürfen auch ein fakultatives Programm auswählen und einmal gemeinsam Party machen.



Die Vielfältigkeit von Budapest verleiht der Stadt einen besonderen Reiz, der die Touristen nach Budapest führt. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt manifestiert sich in der Kultur, in den Sehenswürdigkeiten und in der Mentalität der Einwohner. Alles zusammen ergibt ein kulturelles, gastronomisches und unvergessliches Erlebnis, das man auf gar keinen Fall verpassen darf!

Fruzsina Borsos

*

Leserlebnis: Thomas Bernhard, der Stimmenirritator

Über Thomas Bernhard (1931–1989) hat man schon Vieles geschrieben. Er war ein Skandalkind der österreichischen Literatur, ja der ganzen österreichischen Gesellschaft überhaupt. Mit seinem giftigen Schreiben hat er manche (österreichischen) Stimmen häufig irritiert. In der Tat scheute sich Thomas Bernhard nie, sein Land zu verschmähen und seine Zeit- und Landesgenossen zu ärgern. Sein Werk hat man bald als provokativ, bald als subversiv, bald als postmodern usw. angesehen und kritisiert; es ist natürlich etwas von alledem, doch entschlüpft sich gleichzeitig jeder einseitigen Einstufung, wie es sich für das Werk eines veritablen Meisters der Sprache und Kunst gehört.

Thomas Bernhard selbst hat seine Texte ganz unterschiedlich apostrophiert, um seine Leser noch mehr zu verwirren: eine „Erregung“, eine „Entziehung“, eine „Isolation“, eine „Entscheidung“, einen „Zerfall“ usw. Seinen Roman *Alte Meister* nannte er zudem eine „Komödie“, schrieb aber auf der anderen Seite auch Theaterstücke, die er weder als Komödien noch als Tragödien verstand, da er offenbar keine Gattungsunterscheidungen treffen wollte. Thomas Bernhard machte Kunst aus seinem Sprachgenie und seiner Irritation, denen nichts entging. Betrachtet man seine Figuren in seinem ersten Roman *Frost* bis zum letzten Stück *Heldenplatz* (1988), so erkennt man diese unaufhörliche Irritation über alle möglichen Phänomene der

Welt und der Seele immer wieder. Offenbar hat sich Thomas Bernhard nie mit dem Leben und den Menschen in seinem Umfeld versöhnt, und führte damit seinen eigenen Welt-Krieg, nämlich seinen eigenen Krieg mit der Welt. Doch hinterließ dabei ein Oeuvre, das immer wieder Diskussionen entfacht. Der Skandal um seinen Namen und seinen Nachlass herum hat sich inzwischen gelegt, und was geblieben ist, das ist herausragende deutschsprachige Literatur. Eine Schreibkunst vom feinsten und dreisten.

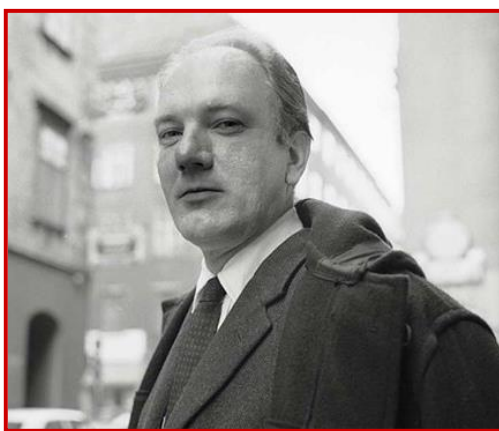
Der von Johann Georg Lughofer 2012 herausgegebene Sammelband *Thomas Bernhard. Gesellschaftliche und politische Bedeutung der Literatur* (Böhlau Verlag Wien-Köln-Weimar) enthält mehr als zwei Duzend Beiträge zum Werk Thomas Bernhards, so wie es heute von Literaturwissenschaftlern gesehen wird. Der heu-



tige Literatur- und kulturwissenschaftliche Blick kann allerdings an Bernhards Kunst objektiv herangehen, man sieht heute in ihm vielmehr einen virtuosen Sprachkünstler als einen maliziösen Provokateur. Früher, etwa 1988, als Thomas Bernhard in seinem *Heldenplatz* anlässlich des fünfzigsten Jubiläums von Hitlers Einmarsch in Wien die Stimme seiner Landsleute bis zur Entzündung erregte, war es offenbar anders. Mit dem im Burgtheater uraufgeführten Skandalstück traf Bernhard den Nerv der Zeit und des österreichischen Volkes, das sich mit der Aufarbeitung der

Rolle Österreichs in der Hitler-Zeit offenbar schwer tat. Die Skandale haben Bernhards ganzes Leben begleitet, und dauerten selbst nach seinem Tod fort, als man sich mit einem Testament konfrontiert sah, in dem Bernhard die weiteren Aufführungen seiner Stücke in Österreich verhindern bzw. verbieten wollte. Aber das ist ebenso Schnee von gestern, wie die Entrüstung des Publikums oder der Politiker beim Hören von Bernhards Scheltreden. Denn selbst die Politiker – die selten einen Sinn für Ästhetik und Poetik haben – besuchen heute gerne die Stücke Bernhards. Man könnte wohl sagen, dass man inzwischen die Österreichkritik Bernhards beherzigt hat, und man genießt einfach seinen Sprachwitz man, indem man seine Schimpfreden als Komik aufnimmt. Lässt man die Erregung und die Entrüstung beiseite, so wird Bernhards Sprachkunst in der Tat absolut genießbar. Allerdings hat er mit seiner Ästhetik der Provokation mittlerweile eine österreichspezifische Tradition geschaffen, die bis zur Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek reicht. Aber bei ihr irgendwie vergisst man schon das Lachen...

Im Band werden zahlreiche, mehr oder weniger bekannte Themen der Bernhard-Texte und ihrer Forschung behandelt, so etwa Erregung, Protest, Provokation, Skandal, auch Ansteckung, Ikonoklastik, Reflexionspoetik oder „dezisionistische Ästhetik“, Bernhards radikales Denken und Schreiben, seine politischen Aussagen, seine vernichtende Kritik, sein Verhältnis zur (Nazi) Vergangenheit Österreichs und dessen Gegenwart als



einem „Land der Musik“, zu den Juden, zu den Medien, zu Regisseuren usw. Unter die Lupe wurden dabei Werke wie *Holzfällen*, *Alte Meister*, *Der Untergeher*, *Heldenplatz*, *Auslöschung*, *Der Weltverbesserer* oder eben sein Filmexperiment

betitelt *Der Italiener* genommen. Selbst zwecks Didaktisierung wurden die Texte Bernhards herangezogen. Betrachtet man manche Passagen von Bernhard, so wird er selbst für Deutschlehrer(innen) eine – Provokation. Denn,

wie alles andere, hat er auch die deutsche Sprache verschmäht: Er nannte sie (etwa in *Auslöschung*) eine „hässliche“ Sprache, warf ihr „Schwerfälligkeit“ vor, oder meinte, sie sei nicht imstande, „einen Wahrheitsgehalt wiederzugeben“ (vgl. S. 401). Doch damit konnte Bernhard noch keine Deutschliebhaber und Deutschlernenden abschrecken, ja, er erreichte mit seiner besonderen Sprachkunst eben eine Bereicherung der deutschen Sprache. Seine Wortbildungen z.B. scheinen alle lexikalischen Grenzen des Deutschen überschreiten zu wollen; Lexeme wie *Vordenkopfstoßer*, *Gesprächszusammenschlagerin* und *Fleischhauerlebensinhalt* werden sogar im Titel eines der Beiträge verwendet.

Ob für „Normalleser“ oder Literaturwissenschaftler, Deutschlehrer(innen) oder Deutschlehrende: Thomas Bernhard bleibt für uns alle (trotz gelegentlichen Austrizismen...) ein Meister der deutschen Sprache.

L.V.Sz.

„Perlen“ von Thomas Bernhard

Das Leben ist eine Tortur.

Die Wahrheit ist ein Debakel.

Wir wollen das Leben nicht, aber es muss gelebt werden.

Selbst das Genie wird noch einmal größenwahnsinnig, wenn es ums Geld geht.

Es gibt nichts Abstoßenderes, als das unmotivierte Lachen eines intelligenten Menschen.

Durch den Tod wird das Leben verstärkt.

Wir haben in unserer ganzen Leseexistenz noch niemals eine Wahrheit gelesen, auch wenn wir immer wieder Tatsachen gelesen haben.

Es ist gleich, ob einer mit seinem Presslufthammer oder an seiner Schreibmaschine verzweifelt.

Jede Kindheit ist gleich. Nur erscheint die eine in einem alltäglichen, die andere in einem milden, die dritte in einem teuflischen Licht.

Das Primitive ist Allgemeingut.

Ein Gehirn ist ein Staatsgebilde. [...] Plötzlich herrscht Anarchie.

Oft bleibt von allem, was man sagen will, nur dieses Gefühl, dass man etwas Böses sagen wollte.

Die Technik überholt sich jeden Augenblick selber.

Wissen lenkt von Wissen ab.

Der Jurist ist ein Instrument des Teufels. Im allgemeinen ein teuflischer Dummkopf, der mit der Dummheit der noch viel Dümmeren rechnet und dessen Rechnung immer aufgeht.

Die Zukunft ist weit fort. Und steht doch vor der Tür.

Das Leben ist ein Prozess, den man verliert, was man auch tut und wer man auch ist.

Auf dem Papier ist alles wie tot.

Die Welt ist ein stufenweiser Abbau des Lichts.

Man ist nicht immer derselbe Mensch, der man ist.

Wer alles liest, hat nichts begriffen.

Der denkende Mensch ist von Natur aus ein unglücklicher Mensch.

Der Schritt in ein Wissen [ist] der Schritt weg vom Wunderbaren.

Alles Menschliche ist kitschig.

Der Mensch ist eine ideale Hölle für die Menschen.

Die Armut kann den Reichtum nur anstarren, sonst nichts.

Das ganze Dasein ist ein ewiges Ausprobieren von Aufbahrung und Eingraben.

Was heißt das? Kleines Wörterlexikon (4)

aufmucken (auch **aufmucksen**): Das eher umgangssprachlich gebrauchte Verb heißt so viel wie ‚aufbegehren‘, ‚rebellieren‘, ‚sein Missfallen ausdrücken‘. Das gleichbedeutende Verb *mucken* selbst (aus dem auch das ungarische *mukkan* stammt!) hat niederdeutsche Wurzeln. Es wird heutzutage relativ häufig benutzt, so z.B.: „Die Situation der Frauen hat sich in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich verschlechtert [...]. Zum einen wegen der politischen Islamisierung durch Muslimbrüder und Salafisten, zum anderen, weil auch das Regime alles dafür getan hat, die Leute konservativ zu halten – damit sie nicht *aufmucken*.“ (In: *Spiegel Online* vom 6.6.2011)

hamstern: Das Verb (bekannt auch in der präfigierten Form *einhamstern*) ist allerdings ein Derivat des Tiernamens und bedeutet so viel wie ‚anhäufen‘ oder ‚horten‘. Es ist z.B. typisch, dass Menschen in Notzeit (so etwa vor einem angekündigten Hurrikan) Lebensmittel *einhamstern*,



oder – was in der Umgangssprache dasselbe besagt – einheimsen. Aber das Wort wurde auch früher verwendet;

so liest man etwa in einer der *Schwarzwälder Dorfgeschichten* (1843) Berthold Auerbachs: „Die Obedfüchti, die den Tag über ganz allein von Gehöft zu Gehöft wandelte und sich allerlei *einhamsterte*, spielte am Abend die Klarinette, und man sang und tanzte oft dazu.“

r Hüne: Dieses Wort, das durch eine leichte Änderung am Namen des Reitervolkes der Hunnen entstand, bezeichnet einen großen, breitschultrigen Mann – heute nicht selten einen Boxer, Ringkämpfer oder einen Athleten (Hammer- oder Diskuswerfer). Synonyme wären u.a. ‚Riese‘, ‚Koloss‘ oder ‚Goliath‘. So kann man in einem Zeitungstitel etwa Folgendes lesen: „Der Berliner Diskus-Hüne hält nun alle Titel – Europameister, Weltmeister und Olympiasieger“ (In: *Märkische Allgemeine* vom 9.8.2012)

katzbuckeln: Das pejorativ gebrauchte Verb heißt so viel wie ‚sich einschmeicheln‘, ‚sich unterwürfig zeigen‘. Es stammt, wie man leicht vermuten kann, aus dem Substantiv ‚Katze‘, bzw. aus der schmeichelnden, sich bückenden Bewegung des Haustieres. Ähnliches besagt der Phrasem *einen krummen Buckel machen*. So bemerkte etwa Kurt Tucholsky in einer sozialkritischen Schrift unter dem Titel *Le comique voyageur* 1928: „Die ‚Prominenz‘ ist von ihrer eignen Wichtigkeit begeistert, und was darunter ist, *katzbuckelt*.“



e Patsche: Das Lexem hat seinen lautmalenden Ursprung im 15. Jh., vgl. (*pitsch*) *patsch*. Wenn man *patscht*, bringt man ein klatschendes Geräusch (mit der Hand, dem Fuß oder einem

flachen Gegenstand) hervor. Wohl eben deshalb kann *Patsche* in der Umgangssprache auch die Hand, scherzhaft sogar das Pfötchen eines Tieres (ungarisch *pacsi*) bezeichnen. Eine weitere Bedeutung des Substantivs bezieht sich auf Matsch, Morast oder nasse, aufgeweichte Erde (dasselbe kann auch *Patsch* meinen). *Patsche* kann auch einen Gegenstand zum Schlagen oder ein Gerät zur Bekämpfung eines Feuers oder Brandes (*Feuerpatsche*) bedeuten. Schließlich kann es sich auf eine unangenehme Situation (einen ‚Schlamassel‘) beziehen, in die man gerät, in der man „sitzt“, bzw. in der man unglücklicherweise verharren muss (vgl. ung. *pác* bzw. *pácban ül*). So heißt es beispielsweise in Gottfried Kellers Novelle *Pankraz, der Schmöller*: „Dieser verführerische falsche Prophet führte mich schön in die *Patsche*.“

r Schlot: Das aus dem mhh. *slat* (‚Schilfrohr‘) stammende Wort bezeichnet den Schornstein einer Fabrik oder eines Dampfschiffes, in der Geologie hingegen einen Schacht in der Erdkruste oder einen Vulkankrater (vgl. *Vulkanschlot*). Das Kompositum *Schlotbaron* bezieht sich dementsprechend allegorisch auf einen Großindustriellen. Der umgangssprachliche Phrasem *er* oder *sie raucht/ qualmt wie ein Schlot*, mit dem man starke Raucher glossieren kann, ist seinerseits eine bildliche Anlehnung an die obige Bedeutung. In der Umgangssprache bezeichnet *Schlot* zudem



einen leichtsinnigen oder unangenehmen (jungen) Menschen.

r Schubiack: Das Substantiv niederländischer Herkunft (aus dem gleichbedeutenden *schobbejak*, das seinerseits aus dem Verb *schrobben* [‚schrubben‘, ‚reiben‘, ‚kratzen‘] und dem Substantiv *jak* [‚Jacke‘ öder aber ‚Jakob‘] zusammengesetzt wurde), bezeichnet einen niederträchtigen Menschen (Pluralformen: *Schubiacks* oder *Schubiacke*). Hinter dem niederländischen Substantiv scheint das Niederdeutsche *schubbejack* zu stecken: Dieses bezeichnete einen gemeinen Menschen, ‚der sich ständig schubbt (= scheuert, kratzt)‘.⁴ Mögliche Synonyme sind *Schurke* oder *Schuft*. Der pejorative Gehalt geht auch aus der folgenden Szene in Heinrich von Kleists Stück *Amphitryon* (1807) hervor, in dem der Diener Sosias zu den herumstehenden Feldherren sagt:

„Ihr Herrn, hier ist Amphitryon, der andre,
Ein *Schubiack* ist’s, der Züchtigung verdient.“

versatil: Das Adjektiv lateinischer Herkunft hat eine eher positive und eine eher negative Bedeutung: Es kann sich sowohl auf einen beweglichen, (sprach)gewandten, als auch einen ruhelosen oder gar wankelmütigen Menschen beziehen. Eben deshalb kann es auch eine Doppelbedeutung besitzen. So notierte Karl Kraus in einem seiner Aphorismen: „Die deutschen Lyriker sind *versatile* Leute.“ (Ist das nun Lob oder Tadel?)

*

⁴ Vgl. Door R. van der Meulen: De etymologie van het woord *schobbejak*. In: http://www.knaw.nl/Content/Internet_KNAW/publicaties/pdf/881.pdf